



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kleine Schriften zur deutschen Philologie

Hübner, Arthur

Berlin, 1940

Arthur Hübner von Hermann Kunisch

[urn:nbn:de:hbz:466:1-69607](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-69607)

Arthur Hübner

17. September 1885 — 9. März 1937

Arthur Hübner liebte es, von der Germanistik als einer adeligen Wissenschaft zu sprechen; daß und wie sehr sie es sein kann, dafür ist er selbst ein gültiger Zeuge. Und ihm war es vergönnt, Person und Werk in eine seltene Übereinstimmung zu bringen. Das lag zutiefst daran, daß er seine Wissenschaft als Amt und Verpflichtung lebte, mit einer in der Tiefe wirkenden Kraft und sittlichen Stärke, die viele erst bei seinem frühen Tode mit Trauer verstehen lernten. Das Werk, das Arthur Hübner hinterließ, als er ein- undfünfzigjährig starb, ist nicht eben sehr umfangreich. Wie sein Lehrer Goethe sah er es als ein verderbliches Übel an, daß in der Wissenschaft zu viel geschrieben würde: man solle nicht jeden Einfall drucken lassen. Seine unerbittliche Strenge, die er gegen sich und andere übte, ließ ihn erst das aussprechen, was wirklich zur Darstellung reif war. Heute mag man bedauern, daß durch solche Härte die von ihm geplante Literaturgeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts, eine der dringendsten Aufgaben der Germanistik, ungeschrieben geblieben ist. Sie sollte die Krönung seiner Arbeit bilden, und er glaubte noch Jahre dazu nötig zu haben. Viele Teile aber, so das weit- ausgreifende Kapitel über die mittelalterliche Mystik, hätten milderem Urteil als dem seinen schon jetzt standgehalten. In seinem Bild möchte man freilich diesen Zug der Wahrhaftigkeit und Strenge nicht missen; und es gilt das Gesetz zu achten, nach dem dieser Geist sich vollendete.

Die 'kleinen' Schriften, zum größten Teil bereits veröffentlicht, aber oft so abgelegen oder nur in Privatdrucken, daß eine Übersicht kaum zu gewinnen und eine tiefere Wirkung nicht möglich war, runden das Bild, das sich aus Hübners selbständigen größeren Arbeiten ergibt, bedeutsam ab. Ihren eigenen Reiz haben sie aber darin, daß sie den Zusammenhang und das notwendige Wachsen des Gesamtwerkes sichtbar machen: die Einheit und 'Folgerichtigkeit des allseitig verzahnten wissenschaftlichen Werkes'. So gesehen sind besonders auch die Rezensionen über ihren unmittelbaren Gegenstand hinaus bedeutsam, sie zeigen vielfach die Fäden, die das Ganze verknüpfen. Die großen Besprechungen etwa der Bücher von Guizing und Stadelmann, beide der Münsterschen Zeit angehörend, lassen bereits die Blickrichtung und einzelne Anschauungen erkennen, die später bei den Untersuchungen zu den Geißlerliedern und dem Adermann aus Böhmen hervortreten. Man erkennt, wie seit langem sich vorbereitende Gedanken langsam dichter und deutlicher werden. Oder die Gründe, die ihn gegenüber Burdach das Deutsche im Adermann verteidigen lassen, sind in der rund zehn Jahre früher geschriebenen Rezension von Burdachs 'Vorspiel' sichtbar. Alle Probleme, die ihm besonders

nahe lagen, sind wenigstens in Andeutungen in den 'Kleinen Schriften' enthalten, so daß diese in vieler Hinsicht eine Vorstellung von der unausgeführten Literaturgeschichte zu geben vermögen.

Aufs Ganze gesehen, ist Hübners Arbeit die des Literaturhistorikers, wenn auch daneben der Volkstundler und der Organisator nicht vergessen werden dürfen. Seine ersten und seine letzten Arbeiten galten der Literaturgeschichte des Mittelalters; zwischen dem 'Daniel' und dem 'Ackermann' liegen eine ganze Reihe größerer und kleinerer Darstellungen, die sich je länger desto deutlicher um sein eigentliches Anliegen, die Literaturgeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts, gruppieren. Mehrfach verfolgte er einzelne Gestalten oder Probleme durch das ganze Mittelalter, um den Unterschied des späteren vom hohen Mittelalter greifen zu können. Die 'Kleinen Schriften' enthalten den 'Alexander', ein schönes Beispiel dieser Art. Zwei andere, besonders wichtige Arbeiten finden sich im Nachlaß, entziehen sich aber der Veröffentlichung, da sie nicht bis in Letzte ausgeführt sind: ein Vortrag über die 'Wundertiere des Mittelalters' aus dem Jahre 1921 und ein bedeutenderer vom 'Antichristglauben des Mittelalters'. Das Schwergewicht dieses Vortrages aus den Jahren 1921/22 liegt auf den spätmittelalterlichen Dichtungen und den Wandlungen, denen die Antichristvorstellung in dieser Zeit unterworfen ist: wie das 15. Jahrhundert die Gestalt, die in den ältesten Darstellungen 'etwas über- und Außermenschliches' hat und von den 'Schauern der Endzeit' umgeben ist, immer mehr an sich heranholt, so daß sie das 'Mythisch-Entfernte' verlor, und der Antichrist 'sozusagen zu einem Zeitgenossen' wurde und in die Sphäre des Zauberers und Gauklers geriet. Zwischen diesem spätmittelalterlichen Antichrist und 'dem anderen großen Zauberer des 16. Jahrhunderts', Faust, glaubte Hübner Beziehungen zu erkennen. Der Vortrag enthält den Versuch, den Wechselwirkungen zwischen Antichrist- und Faustsage nachzugehen. Später hat sich seine Kenntnis dieses Stoffes wesentlich erweitert, und es bleibt zu bedauern, daß er nicht mehr die Zeit gefunden hat, ihn diesem Stand seines Wissens entsprechend noch einmal darzustellen. Das Eschatologische in der Mystik war damals noch nicht herangezogen. Hinterher ließ er in Münster eine Arbeit über das 'Eschatologische bei Mechthild von Magdeburg' schreiben, und in seinem Mystikolleg, 1925 zum ersten Male gelesen, sind diese Gedanken breit entwickelt. Wir müssen uns mit den einzelnen Hinweisen in gedruckten Arbeiten, so im 'Alexander' und in den 'Geißlerliedern', begnügen.

Noch ein Weiteres aus dem Umkreis der spätmittelalterlichen Literaturgeschichte läßt sich in Ansätzen erkennen: die beiden ihn stark beschäftigenden Probleme der literarischen Schichtung, nach Hübners eigenem Wort im späten Mittelalter am deutlichsten faßbar, und des Verhältnisses von Dichtung und Wahrheit. Jenes kommt in fast allen Arbeiten zum Ausdruck, besonders reizvoll in dem Aufsatz über die Darfelder Liederhandschrift, am eindringlichsten in den 'Geißlerliedern'. Zu den schmerzlichsten Verlusten, die Hübners Tod gebracht hat, gehört der, daß wir von seinen Arbeiten über das Problem von Wahrheit und Dichtung im Mittelalter nicht viel mehr besitzen als das Wissen um seine Absicht. Von allen

Aufgaben, die er als Forscher angegriffen hat, war diese am tiefsten mit seinem Wesen verbunden. Die Frage nach dem Wirklichkeits- und Erlebnisgehalt literarischer Denkmäler hat ihn schon früh beschäftigt, nicht nur im Hinblick auf die mittelalterliche Literatur. Die Goethe-Interpretationen seines ersten Dozentensemesters sprechen schon davon. In der grundsätzlichen Einleitung mahnt er zur Vorsicht bei der biographischen Ausdeutung Goethescher Dichtungen und dichterischer Gestaltungen überhaupt. In diesem Zusammenhang wird bereits auf den Minnesang verwiesen; man fühlt sich an die spätere Einleitung zu der 'Frühen deutschen Lyrik' erinnert, die diese in Gübners verhaltenem Wesen tief begründete Scheu fast übertrieben hat. Verwandte Probleme traten ihm in der Mystik entgegen. Die reizvollsten Kapitel seines Mystikkollegs sind die über Seuse und Rulman Merzwin und seinen Gottesfreund im Oberland, eben wegen der dort auftauchenden Frage nach der 'Wahrheit' ihrer Schriften, was noch einen Schritt weiter bedeutet als die Frage nach der Verfälschung. Seuses Vita fesselte ihn deswegen besonders, weil hier die Entscheidung über den Wirklichkeitsgehalt besonders schwierig ist und weil darüber hinaus festgestellt werden muß (und dies war ihm das Wichtigere), was es für Seuses religiösen Charakter bedeutet, wenn die Vita nicht in wörtlichem Sinne als Wahrheit zu nehmen ist, mit anderen Worten, wenn sie nicht wie eine moderne Selbstbiographie zu betrachten ist. Bei Rulman Merzwin suchte er zu klären, wie weit seine Erfindung des Gottesfreundes als Fälschung zu werten ist, und was sie über die Wahrhaftigkeit und Lauterkeit dieses Mannes ausagt. Solche Einzelbeobachtungen führten ihn dazu, in dieser Frage ein für die Beurteilung des mittelalterlichen Menschen überaus Entscheidendes zu sehen und ihr in der ganzen Breite nachzuspüren. Bei beiden, Seuse und Merzwin, versuchte er den Abstand, der den mittelalterlichen Menschen von uns trennt, zu erkennen und ihnen so die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die ihnen ein Nichtbeachten dieses tiefen Unterschiedes allzu oft vorenthalten hat. Diese Dinge waren das Letzte, das ihn beschäftigt hat, und sollten den Inhalt des Vortrages bilden, den er im März 1937 in Rom halten wollte. Es ist ein schöner Gedanke, daß gerade diesen Fragen die letzten Anstrengungen seines Geistes gegolten haben.

Der Volkskundler Gübner ist von dem Literaturhistoriker nicht zu trennen, jener hat diesen, dieser jenen beeinflusst. Ein Kapitel wie das über den Stil des Volksliedes in seinem Volksliedbuch verdankt sein Bestes dem Philologen und Interpreten älterer und neuerer Dichtung. Umgekehrt hat aber der Deuter kunstmäßiger Dichtung vom Kenner volkstümlicher Literatur gelernt. Das Unterscheidende hat den Blick geweitet und vertieft. Der junge Gübner der Goethe-Interpretationen weiß noch nicht viel vom Volkslied. Bei der Erklärung von Goethes Anacreontikon 'Kleine Blumen, kleine Blätter' und dessen Fortleben ahnt man, wieviel reicher und tiefer der spätere Gübner hier gedeutet hätte — und wieviel wärmer: diese Seiten atmen fast ein wenig Kälte und Ablehnung. Hier wirkt Goethes Urteil nach. Und man erkennt, wie sehr der spätere Gübner neben Goethe als ein Eigener steht. Ebenso ist das Problem literarischer Schichtung vom Volkskundler vertieft worden. Es

ist schwer, im einzelnen nachzuweisen, wo sich der Literaturhistoriker vom Volkskundler scheidet, um so schwerer, da beide je länger je mehr aus einem Neben- einander zu einer inneren Einheit werden. Der Vortrag über Goethes Sprache zeigt das in besonders eigener Weise; am fruchtbarsten ist das In- einanderwirken in den Geißlerliedern geworden.

Hübner hat nur wenige selbständige Arbeiten zur Volkskunde unter- nommen; außer den beiden zusammenfassenden Büchern über Volkslied und Mundart, die mehr sind als nur für einen weiteren Leserkreis berechnete allgemeine Darstellungen, eigentlich nur den anziehenden Aufsatz über die Darfelder Niederhandschrift, aus dem die ganze Freude der Münsterischen Jahre leuchtet. Nach außen hin bedeutsamer war Hübners Wirken als Volks- kundler dort, wo es sich mit der Tätigkeit des wissenschaftlichen Organizers verband: in seinen Bemühungen um den Atlas der Deutschen Volkskunde und die deutsche Dialektgeographie. Das Westfälische Wörterbuch, auf Vor- arbeiten von Franz Jostes ruhend, wurde von ihm dem Kreise der von der Preussischen Akademie betreuten Dialektwörterbücher angeschlossen. Die in den 'Kleinen Schriften' zusammengefaßten Rezensionen zur Dialekt- und Wort- geographie lassen die Weite seines Planens und die Wachsamkeit seines Blickes gerade auf diesem Felde erkennen. Immer ging er bei solchen Gelegenheiten über den ersten Anlaß hinaus, griff das Grundsätzliche mit sicherer Hand heraus und wies hin auf das, was noch zu tun war. Es gab wenige Forscher, die so wie Hübner beim Angreifen von Problemen und Aufgaben den un- trüglichen Blick hatten für das, 'was zugleich nötig und möglich ist'. Dem Plan des großen Volkskundeatlases widmete er die ganze Fähigkeit groß- zügiger Grundlegung. Allen vornehmlichen und unzulänglichen Lösungen war er heftig abgeneigt; er versuchte immer von vornherein die den Notwendigkeiten des Ganzen entsprechende Form zu finden. Man beachte daraufhin in den Rezensionen seine, bei aller Anerkennung des Geleisteten, gegen Pöfeler und die Marburger wortgeographischen Karten mehrfach erhobene Forderung eines großen deutschen Wortatlases. Von allen Unternehmungen lag dem Organizer Hübner das Grimmsche Wörterbuch am nächsten, für das er in jüngeren Jahren als Mitarbeiter fünf sehr gewichtige Lieferungen geschrieben hat. Sein Abweichen von dem Roetheschen aristokratischen Prinzip der freien Mitarbeiter und die Einrichtung der Arbeitsstelle bei der Preussischen Akademie war die einzige Möglichkeit, das große Werk, das schon so viele Schicksale hinter sich hatte, mit einiger Wahrscheinlichkeit zu vollenden. Hier hat sich seine sicher planende Hand am glänzendsten bewährt.

Gerade diese organisatorische Seite in Hübners Wesen, die sich nach seiner Rückkehr nach Berlin und Aufnahme in die Preussische Akademie reich zu entfalten begann, war für viele das Überraschendste in seinem wissenschaft- lichen Werdegang. Diese ins Große gehende, der harten und fordernden Züge nicht entbehrende Entwicklung des im stillen Lebenden und arbeitenden Hübner — war in ihm doch trotz aller modernen Färbung ein Stück romantischer Lebendig; nicht von Ungefähr hat er in seiner Grimm-Rede die 'stille Bürgerlichkeit' in Jacob Grimms Leben betont — hat kaum einer vor- ausgesehen, als er Roethes Nachfolge in Univerſität und Akademie antrat.

Hübner hat sich, wie er in Gesprächen aus seiner letzten Münsterschen Zeit äußerte, trotz vielen entgegenstehenden Bedenken diese Nachfolge gewünscht. Goethe hat einmal gesagt: 'Unsere Wünsche sind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leisten imstande sind'. Ein Wort, das nur für wahrhaftige und im Inneren klare Menschen Gültigkeit haben kann. In Hübners Weg hat es eine schöne Bestätigung erfahren.

Der Literaturhistoriker Hübner hat über das Gebiet der mittelalterlichen Dichtung hinausgegriffen und auch die neuere Literatur herangezogen: in seinen Studien zum Raogeorg und in seiner das ganze Leben währenden Beschäftigung mit Goethe. Nach den frühen Interpretationen Goethescher Gedichte brachte das Goethejahr 1932 seine beiden Reden 'Goethe der Deutsche', in London gehalten, und 'Goethe und die deutsche Sprache' im Rahmen der Goethe-Feiern der Berliner Universität. Diesen beiden folgte im Jahre 1936 die gehaltvollste seiner Goethe-Arbeiten, die Weimarer Rede 'Goethe und das deutsche Mittelalter', vielleicht das für Hübner bezeichnendste und bei aller Zurückhaltung am stärksten bekenntnishafte Stück seines ganzen Werkes.

Von dieser Rede aus ist man versucht zu fragen, wie Hübner zum Mittelalter stand, und wie weit seine Beschäftigung mit Goethe nur ein Wiederaufnehmen alter Berliner Übung war. Seine Weimarer Goethe-Rede verbirgt hinter der Darstellung von Goethes Ringen um das Mittelalter Hübners eigenen Kampf. Das, was diese Arbeit über die eigentlich wissenschaftliche Bedeutung hinaushebt, ist dieses Menschliche: die Auseinandersetzung eines aufrichtigen Geistes mit der Welt, der er seine Hauptarbeit verschrieben hat, die er liebt mit der Treue des Forschers, gegen die sich aber immer wieder etwas in ihm auflehnt. Man darf nicht übersehen, wie Hübner innerlich auf die Seite Goethes tritt, und es ist, wie wenn sich Unterdrücktes Raum verschafft, ein Widerstand gegen das mittelalterliche Wesen, das auch Goethes Widerstand erweckte: 'Zum Rasendwerden! schön und toll zugleich'. Es ist doch Anerkennung darin, wenn es heißt: 'Den goldenen Glanz, den die Romantiker auf diese Trübe warf, konnte Goethe nicht gelten lassen, er hätte sich denn untreu werden müssen'. Und es ist eine Verteidigung Goethes gegen die Romantiker und ihre Mittelalterbegeisterung, wenn er hervorhebt, 'daß dieser einen bedächtigeren Schritt hielt, als die, die 30 oder 40 Jahre nach ihm geboren waren'. Andere Sätze sind voller Zustimmung und atmen eine ungetrübte Freude an dieser Zeit. Hübner liebte das Mittelalter, aber er ist, wie Goethe, verstimmt, wenn die Romantiker es loben. Auch sein Verhältnis zu ihm war kein von vornherein gesichertes; es mußte ihn immer wieder, wie den Dichter des zweiten Faust, 'ein Stück Mittelalter überwinden'. Diese Goethe-Rede ist für uns besonders kostbar, weil sie mit Spannungen geladen ist, von Sinneigen und geheimem Widerstreben erfüllt ist, weil es hinter ihren Worten gewittert 'in den Tiefen, wo die Entscheidungen fallen'.

In diesem Zusammenhang gewinnt die Frage, warum Hübner gerade das späte Mittelalter bevorzugt hat, besondere Bedeutung. Außer rein wissenschaftlichen und stofflichen Gründen — der Schüler des Organisations-Goethe sah hier am meisten zu tun: Deutsche Texte des Mittelalters, Handschriften-

archiv; den Literarhistoriker fesselte neben den eigenartigen dichterischen Persönlichkeiten, für deren gerechte Beurteilung uns die Maßstäbe noch fehlen, das erst im späten Mittelalter recht faßbare 'vielgestaltige literarische Leben, das uns tiefe Einblicke gestattet in die Wechselwirkung von Autor und Publikum' — neben solchen wissenschaftlichen Gründen ist es im Tiefsten ein menschlicher Grund: in diesen 'entscheidungsvollen Jahrhunderten' suchte er die 'keimenden und wachsenden Gedanken, denen die Zukunft gehörte', also eigentlich doch das, was aus dem Mittelalter hinausführt. Von hier aus gesehen ist die Beschäftigung mit Goethe mehr als ein Anknüpfen an eine bestehende Tradition, wird das verhüllte Ringen in der Weimarer Goethe-Rede menschlich bedeutsam.

Es ist wohl kein Zufall, daß es unter Hübners Schriften so viele Reden gibt. Er hatte ein feines und verletzbares Gefühl für den Unterschied der Gattungen auch in der wissenschaftlichen Arbeit. Die Rede war eine der von ihm bevorzugten Formen. Er liebte es, losgelöst von der Arbeit des Forschens und Sammelns, wenn auch auf ihrem Grunde, frei gestalten zu können. Er hatte die Gabe, die Werkstatt hinter seiner Darstellung ganz verschwinden zu lassen, leicht und durchsichtig, nach außen fast mühelos scheinend, zu schreiben, so daß das schwere wissenschaftliche Gewicht auch dieser zusammenfassenden Arbeiten wie aufgehoben ist. Daher haben sie das Unscheinbare und Schlichte. Das Geheimnis dieser Reden und Aufsätze liegt in ihrer Form, und ihr Wert zeigt sich darin, daß sie zu wachsen beginnen, je länger man mit ihnen umgeht. In ihrer äußeren Form sind die kleineren Arbeiten — manche der Rezensionen sind durchaus mit einzuschließen — von einer seltenen künstlerischen Geschlossenheit. In einem strengen Bau fügt sich Gedanke an Gedanke, das Maß der einzelnen Teile ist bewundernswert abgemessen. Damit zusammen geht eine Einheitlichkeit des Tones, die nur selten ein Schwanken der stilistischen Ebene zuläßt. In der künstlerisch geformtesten seiner Reden, der Grimm-Rede, ist an einer Stelle etwas wie eine leichte Störung. Und gerade da merkt man, wie sicher das Ganze sonst gebildet ist. Das ist der Abschnitt vom Deutschen Wörterbuch. So sehr faß dem Treuen die Not am Herzen, daß er hier aus seinem Ton schöner Gehobenheit und warmer Herzlichkeit herausfällt und sachlich-nüchtern eine Zusage gibt, bis wann das Erbe der Brüder Grimm vollendet sein dürfte.

Jede Kollegstunde versuchte Hübner als Ganzes zu formen und abzurunden. Manchmal gelang es in überraschendem Maße. Hübner ist ein Meister der Schlüsse. Niemals war es ein hergesuchter Schluß, wie ein Stück Dekoration angehängt, sondern er wuchs aus dem Ganzen heraus, nur durch den gehobenen und sich weitenden Ton, der vom besonderen Fall ins Allgemeine weist, vom Vorhergehenden unterschieden. Mit feinstem stilistischen Takt wird ein Bezug zwischen dem Sprechenden und dem dargebotenen Stoff angedeutet, oder dem Hörer und Leser das Gesagte als verpflichtend vorgestellt. Oft bestehen solche Schlüsse nur in einem Satz; dieser Satz aber ist wie ein Licht, das alles, was vorher war, in eine besondere Bedeutung hebt und dem Ganzen ein neues Gesicht gibt.

Damit stehen wir bei dem, was den eigensten Reiz Hübnerscher Form darstellt: dem Bekenntnishaften seiner Arbeiten. Hübner konnte nicht sprechen, ohne Zeugnis abzulegen. 'Ich schätze den persönlichen Einsatz des Lehrers sehr hoch'. Wie er aber seinen Gegenstand in Bezug setzte, zu sich, der Zeit, den Hörern, das verriet den Künstler. Seine Mittel waren sparsam und verhalten. Oft wußte nur, wer ihn genauer kannte, wie eine solche Stelle eigentlich gemeint sei. Wie vieles mag uns verborgen geblieben sein. Wie im Leben und Umgang war er auch in seinen gelösten wissenschaftlichen Arbeiten von einer Kargheit und Verschlossenheit, die mehr andeutet als offen ausspricht. Er wußte, wie schwer er sich aufschloß, und er hat es sich und denen, mit welchen er umging, nicht immer leicht gemacht. Es war das Preußische in seinem Wesen. Wenn er sich aber einmal mitteilte, dann war er von einer tiefen Güte. Wer ihn in der letzten Zeit gesprochen hat, war beglückt von der Milde und Herzlichkeit, die ihm gerade da eigen war. Wie wenn er Verfümmtes nachzuholen hätte. Damals äußerte er: 'Ich war immer so spröde in diesen Dingen'.

Dieses Bekenntnishafte hat seinem Inhalt nach eigentlich nur eine Richtung, man könnte sie allgemein als 'deutsch' bezeichnen. Das häufige Vorkommen des Wortes 'deutsch' in den Titeln Hübnerscher Arbeiten hat seine tiefe Bedeutung. Man könnte auch von ihm als dem Deutschen sprechen, so wie er von Goethe dem Deutschen gesprochen hat. So bewußt er Preuße war und preußisches Wesen, namentlich dessen Pflichtbewußtsein und strenges Dienen ihm eigen war — nicht umsonst stand Lachmann seinem Herzen näher als Scherer, der ihm trotz aller Bewunderung seiner genialen Art immer ein wenig fremd geblieben ist — so sehr hat er sich als Deutscher gefühlt. E. M. Arndt war ihm deswegen lieb, weil er 'Deutscher schlecht hin' war. Und Deutscher war Hübner nicht nur aus Pflichtbewußtsein, sondern recht eigentlich aus Liebe. Von dem Arndtschen Wort: 'Verflucht ist, wer von seinem Volke läßt, und elendig gerät das Werk des Mannes, welcher keine Liebe hat', sagt er, daß es auch 'unsere Stimmung heute' sei. Aus dieser Liebe hat der aus dem Kriege Heimgekehrte im Gefolge Noethes seine nationalen Reden gehalten, in denen hohe Geistigkeit und glühende Hingabe sich bezwingend mischen.

Bezeichnend für diese Liebe ist es, daß sie dort, wo er dem Deutschen in Personen oder Werken nachging, das Ganze sah, den Reichtum des scheinbar Gegensätzlichen; das Schmerzliche und das Beglückende, das Gefährliche und das Befreiende. Oft sind es gerade die schmerzvollen Züge deutschen Wesens, die er mit einer zarten Liebe umfaßte, einer Liebe freilich, die überwinden helfen möchte. So hat er vor allem auch in Goethe das Bedenkliche und Gefahrvolle seines Deutschseins verstehend gedeutet, hinter dem Goetheschen Wesen aber das Deutsche allgemein, unser Wesen. So wenn er von Goethe sagte, 'er wäre kein Deutscher, wenn ihn nicht auch etwas von der Tragik umwitterte, die dies deutsche Streben ins Allgemeine, ins Menschliche notwendig mit sich bringt'. Goethe war ihm in seinen scheinbar gegensätzlichen Zügen ein Symbol deutscher Art; aber so sehr nahm er das Gegebene als notwendig an, daß er sagen konnte: 'Wenn wir vor Goethe stehen, das ist das Be-

glücklichste, was er zu schenken hat . . . , das Bewußtsein, wie reich wir Deutschen sind'. Und bei der 'bedenkbollen Betrachtung', wie Goethes kühle Haltung der Mittelalterbegeisterung gegenüber zu beurteilen sei, heißt es: 'Goethe ging seinen eigenrichtigen Weg zum Mittelalter, aber auch dies war ein deutscher Weg'. In solcher Haltung, die auch vor dem Rätselvollen sich die Liebe nicht trüben ließ, mischen sich zwei Seiten von Hübners Art: der Deutsche, dem deutsches Wesen ein Gegenstand immer erneuter Betrachtung und Bemühung war, und der seinen Gegenstand mit Nüchternheit und Liebe erfassende Wissenschaftler, der gelernt hat, die Dinge in ihrer Eigenart zu betrachten und gelten zu lassen; sie zu sehen, wie sie sind, und sie nicht umzufälschen.

Auch ein deutscher Zug in Hübners Bild ist die Weise, wie er sein Amt in Universität und Akademie als Würde und Verpflichtung auffaßte. Wie Burdach, der aus seinen Forschungen zum deutschen Humanismus 'Betrachtungen über unsere künftige Bildung' ableitete, fühlte er sich gedrängt, Wissenschaft als geistiges Problem, als Bildung zu begreifen. Hübners Sorge ging dabei weniger auf die allgemeine Wissenschafts- und Bildungslage, als vielmehr auf die ihm zunächst Verbundenen: die Studenten — 'meine Studenten' pflegte er zu sagen — und die Universität. Die Stellung des Gelehrten und gelehrter Bildung innerhalb des geistigen Raumes der Nation war ihm ein dauernder Anlaß zu Überlegungen und Forderungen. Das Wort 'Gelehrter' hatte in seinem Munde einen besonderen Klang; er sah darin eine Auszeichnung und einen Adelschild. Hübners Stolz als Berliner Germanist war nicht nur der, Schüler Noethes zu sein und in der großen Berliner germanistischen Tradition zu wirken, sondern überhaupt Inhaber des Berliner Lehrstuhls als eines im Vordergrund stehenden und Verantwortung auferlegenden zu sein. Es war sein heimliches Streben, von der Bedeutung eines solchen Amtes für die Nation nach außen hin einen Begriff zu geben. Die Festrede auf Jacob Grimm erhält ihre innere Kraft zutiefst aus dem brennenden Wunsch, einmal öffentlich zu zeigen, was es mit der Ehre und dem Adel des Gelehrtentums eigentlich auf sich habe. Bei wenigen Gelegenheiten ist er so tief von der Bedeutsamkeit der Stunde und seiner ihm zufallenden Aufgabe durchdrungen gewesen. Im Untergrund dieser meisterlich gebändigten Rede bergen sich viel verschwiegene Sorgen. Als er in den Wirth-Streit eingriff, tat er es nicht zuletzt aus dem Gedanken heraus, daß die Öffentlichkeit ein Recht habe, in solchem Augenblick, von dessen Schwere er überzeugt war, von dem Verwalter des Erbes der Grimm, Lachmann, Scherer, Noethe, ein richtungweisendes Wort zu hören. Und sein überlegenes Auftreten mag denn auch weiteren Kreisen wieder etwas von dem Gewicht solches Amtes spürbar gemacht haben. Auch bei geringeren Anlässen hat er aus dem Bewußtsein seiner verantwortlichen Stellung das Wort genommen, so wenn er zum Sprachamt, über Rechtschreibung, oder über die Einigung der deutschen Schriftsprache sich äußerte, wenn er aus Anlaß der Dichtervorlesungen an der Universität sich über den Unterschied des Dichters und des Gelehrten grundsätzlich aussprach. Schließlich sind auch seine eigentlich wissenschaftlichen Arbeiten aus diesem Boden erwachsen. Es gehört zu

dem Bezwingendsten in seinem Wesen, wie dieser unauffällige Mann, der so wenig aus sich machte, aus dem Grunde eines kraftvollen und tief sittlichen Bewußtseins einer wichtigen, notwendigen, adeligen Aufgabe lebte; und es waren seine größten Stunden, wenn in öffentlichen Reden dies Bewußtsein in hinreißendem Glanz sich kundtat.

Heute wissen wir, daß die Arbeitsfülle, die auf ihm lastete, über seine Kraft ging und ihn schließlich überwältigt hat. 'Ich habe im Grunde drei Ämter: Univerſität, Akademie und Deutsches Wörterbuch', sagte er wenige Tage vor seinem Tode, 'jedes allein wäre genug für einen Einzelnen. Ich habe in diesen Tagen überlegt, ob ich mich wie Burdach ganz auf die Akademie zurückziehen sollte. Aber ich mag meine Studenten nicht miſſen'. Er hat wohl auch gewußt, daß er der Last auf die Dauer nicht gewachsen sein würde; aber er ist nicht ausgewichen und hat alle Bitten, sich zu schonen, überhört und immer wieder das Äußerste von sich gefordert, bis seine Kräfte erschöpft waren.

Solcher Haltung lag eine Wissenschaftsauffassung von größter Strenge zugrunde. Hübner nannte sie selbst 'den preußischen Stil': 'Streng, treu, nüchtern — oder nüchtern scheinend (denn es kann viel gebändigte Phantasie im Hintergrunde stehen)'. Das wichtigste Merkmal dieses Stiles ist die Forderung philologischer Kleinarbeit, die sauber und gewissenhaft die Erscheinungen befragt und deutet, ehe sie darüber hinaus nach großen Zusammenhängen und Ausblicken sucht. Es ist das Erbe Lachmanns, das von Hübner in der Zeit geisteswissenschaftlicher Synthesen bewußt zur heilsamen Gegenwirkung aufgerufen wird. 'Für seine (Lachmanns) strenge Auffassung begann Wissenschaft erst da, wo die Dinge allem Subjektiven entzogen, wo sie hart und scharf beweisbar, am besten mathematisch beweisbar sind'. Damit ist nicht gemeint, daß man bei Lachmann stehen bleiben sollte, wie denn auch Hübner die Notwendigkeit und das Recht geisteswissenschaftlicher Darstellung nie bestritten hat. Er selbst hat sie mit Meisterſchaft geübt. Das große Beispiel ist die 'Adermann'-Untersuchung, die von einzelnen Stilelementen ausgehend die geistigen Wurzeln bloßlegt, aus denen diese Dichtung gewachsen ist. Was Hübner später in dem Aufsatz 'Deutsches Mittelalter und italienische Renaissance im Adermann aus Böhmen' aussagen konnte, ist gewonnen aus langer und zäher philologischer Arbeit. Was er ablehnte, war ein leichtfertiges und gewissenloses, auf nur geahnten Tatsachen beruhendes Kombinieren und Konstruieren, das er an vielen Orten bedenklich ins Kraut schießen sah. 'Ehe etwas fein und geistvoll ist, muß es ganz einfach richtig sein', so äußerte er sich einmal zusammenfassend über eine Arbeit dieser Art. Die größte Gefahr solcher Wissenschaftshaltung lag für ihn im Ethischen. Der Anfänger sollte erzogen werden zur Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit. Das aber sah er gefährdet, wenn man den seiner Mittel noch nicht Sicherem anleitet, große Zusammenhänge und Probleme anzugreifen, zu deren Beherrschung lange und harte Übung nötig ist. Seine wahrhaftige und unbestechliche Art war allem Unredlichen feind. Es war, als ob in seiner Nähe alles Unklare und Unrechte nicht gedeihen konnte, als ob er durch sein bloßes Dasein, seine bloße Gegenwart alles Trübe fernhielt.

Eine herbe, vielleicht ein wenig kühle, aber reine und klare Luft war um ihn. Immer wieder hat er die Studenten gewarnt vor einem Tun, das blendend in die Augen sticht und junger Begeisterung wie eine Befreiung aus dem hergebrachten philologischen Betrieb scheinen mußte. In seiner Einleitung in die Philologie, die er mit Absicht als erstes Kolleg bei seiner Rückkehr nach Berlin las ('Ich denke, daß es sehr eindeutig Farbe bekennen wird'), heißt es: 'Nach meiner Überzeugung ist nichts so geeignet, das wissenschaftliche Gewissen zu erziehen, wie die kritisch-philologische Methode, und daß sie erzieht, das ist ja doch das Beste an aller Wissenschaft'.

Nicht immer geht die Begabung des Wissenschaftlers zusammen mit der des Lehrers. Hübner war ein Lehrer und Erzieher von vielen Gnaden. Am meisten durch die Eigenart seines Wesens, in der Mensch und Gelehrter in glücklicher Weise übereinstimmten, wodurch der Eindruck der Echtheit und Wahrhaftigkeit hervorgerufen wurde. Solche Haltung zieht allemal an und bestimmt zur Nachfolge. Hübner war aber auch im eigentlich pädagogischen Sinne ein ausgezeichnete Lehrer. Er hatte die Gabe des Wortes in wenigen. Sein Vortrag war leicht und anziehend, ob es nun sachliche und nüchterne Dinge waren, die er darlegte, oder solche, denen seine Liebe besonders gehörte, wie Wolfram von Eschenbach, Oswald von Wolkenstein oder die Mystik. Seine Einführungen ins Gotische, Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche vermochten auch den Fernerstehenden zu fesseln. Und dabei hat er nie Schwierigkeiten übergangen oder den Tatsachen ihre Härte genommen; wer sich nicht ernsthaft bemühen wollte, fand zu ihm keinen Zugang. Aber Hübner verstand die Kunst der Auswahl, der Gliederung und der Unterscheidung. Wichtiges wußte er von Nebensächlichem zu trennen und so dem Anfänger den Weg durch neues Land leichter zu machen. Er konnte, wenn es die Zeit der einzelnen Stunde oder des Semesters erforderte, breite Stoffmassen energisch zusammenfassen und gewann dadurch Raum, sich bei den Dingen, wo es sich lohnte, länger aufzuhalten. Es waren die schönsten Augenblicke seiner Vorlesungen, wenn er an die Seite des Katheders trat, sich leicht auf dessen Kante stützend, das Gesagte noch einmal wieder aufnahm und Gedanken daran knüpfte, wie sie der Augenblick und eine plötzliche Regung ihm eingab. An solchen Haltepunkten trat er gleichsam aus einem geschlossenen Kreis heraus und verwandelte die Vermittlung gelehrten Wissens in einen intimen, tiefere Bezirke ausschließenden Umgang. Hübner hielt keine Vorlesung und keinen Vortrag ohne ein genaues und wörtliches Manuskript. Die Aufzeichnungen vor allem der Kollegs sind mit vielen Zeichen versehen, die die Vortragsweise festlegen sollten. Gleichgeordnete Gedanken sind äußerlich gekennzeichnet, ebenso hervorgehobene Stellen; lange Bogen, über die Zeilen hinweg, verbinden Abschnitte, die im Ton zusammengefaßt werden sollten. In seinem Nachlaß befinden sich rund dreißig Kollegs, die in dieser Form niedergeschrieben sind; jedes einige hundert Seiten umfassend, mit seiner feinen, eigenwilligen Schrift bedeckt. Trotz solcher Vorbereitung 'las' er nicht eigentlich, sondern er entfaltete sich im Vortrag frei. Seine Worte waren immer deutlich an die Hörer gerichtet. So konnte es geschehen, daß er, an einen Einzelnen sich wendend, sagte: 'Und wenn Sie noch so sehr mit

dem Kopf schütteln, es ist doch so'. Die Stunde oder der Vortrag begann meist leise und matt; ein wenig zusammengesunken, oft mit abgesehenen, müden Zügen, trat er zum Katheder. Aber bald straffte sich die Gestalt, die Stimme wurde fester, der Ausdruck lebhafter, und wachsend gerieten die Hörer in den Bann seiner Rede, die sich bis zum gehobenen Ende steigerte. So wie er alle anfängliche Müdigkeit während des Sprechens überwand, kam auch der Hörer in immer stärkeres Angespanntsein. Die Erregung solcher Stunden schwang lange in ihm nach. Noch sehe ich ihn nach dem Kolleg über den mit hohen Linden bestandenen Domplatz in Münster gehen, ein wenig vornübergeneigt, Kopf und Hände leise bewegend und weiter vor sich hinsprechend.

Das Beste, das der Lehrer Hübner zu geben hatte, empfingen die, die in seinem Seminar mit ihm arbeiteten. In diesen Stunden hatte zunächst der das Wort, der seinen Textabschnitt interpretieren mußte; dann folgte die Arbeit des ganzen Seminars. Die Textherstellung, Übersetzung, die inhaltliche und stilistische Deutung wurden geprüft, wobei Hübner selbst immer das Letzte und Beste gab. Und doch nahm er jeden Hinweis ernst, und die Art, sich als gleichberechtigt behandelt zu sehen, hat manchem Schüler Vertrauen zu sich und seiner Arbeit gegeben. Freilich konnte er auch tadeln, meist mit einer kurz, leicht lächelnd hingeworfenen Bemerkung: 'Ach, ich dachte, Sie könnten Mittelhochdeutsch'. Die Auseinandersetzung über eine Textstelle konnte sehr lebhaft werden; bei einer besonders schwierigen Frage sagte Hübner einmal nach einem längeren Hin-und-Her: 'Ich gebe mich geschlagen'. Dann lehnte er sich auf seinem Stuhl zurück und ließ den Berichterstattenden weitersprechen. Bis er diesen plötzlich unterbrach: 'Ich habe doch recht'. Und dann folgte eine lange, alle Möglichkeiten ausschöpfende Interpretation der Stelle. Bis zum Schluß der Stunde hat er dann das Wort behalten. Nicht selten geschah es, daß er nach der Sitzung, wenn einzelne Seminarmitglieder noch debattierend beieinanderstanden, aus seinem Zimmer wieder hinzutrat und an der Unterhaltung teilnahm. Wenn wir Hübner auf dem Katheder bewunderten, in diesen Stunden, da er die meisten Anforderungen an uns stellte, lernten wir ihn lieben, und nie haben wir uns dankbarer als seine Schüler gefühlt.

Das Ethos der Wissenschaft ging ihm wie Noethe über alles. In der 'Einleitung in die Philologie' sagt er: 'Man muß erst den Stoff beherrschen, ehe man dazu übergeht, ihn in größere Gedankenkreise einzugruppieren; das ist keine Frage der Methode, sondern der Wahrhaftigkeit. Aber die Herrschaft über den Stoff ist eine Sache, die mühselig erkaufte sein will. Es ist viel schwerer, ein schmales Gebiet wirklich zu beherrschen, als ein weites geistvoll zusammenzufassen, und weil es schwerer ist, ist es auch mehr wert'. Es kennzeichnet seine sittliche Natur tief, daß seine nächste Sorge auf die Erziehung zur härteren, strengeren Arbeit ging. Er glaubte so sehr an den Wert der Anstrengung, der Mühe, daß für ihn das schwerere Erarbeitete auch das Richtigere war. Die Wahrheit, oder einfacher gesagt, das Richtige, erschließt sich nur der angestregten Arbeit. In einer kleinen Notiz zur Einleitung in die Philologie heißt es: 'Nicht Einfall, sondern Untersuchung; nicht Einstellung, Richtung, sondern Güte der Sache;

nicht der Aufwand von Geist, sondern richtig oder falsch'. Und endlich ganz deutlich: Nur in dem letzten Willen zur Wahrheit hat die Wissenschaft ihr Recht, das ist das adeligste an dem Handwerk, das wir treiben, daß der Kampf um den höchsten sittlichen Begriff, eben um die Wahrheit geht — auch wenn der Kampf einmal seinen Träger gegen sich selbst stellt, auch wenn die Wahrheit einmal unbequem ist'.

Hübner hat zur Bestätigung für seine Auffassung wiederholt auch auf Burdach hingewiesen, 'der als Führer auf dem neuen Felde der Geisteswissenschaft gilt, und den man wohl gelegentlich gegen eine veraltete Philologie ausgespielt hat'. Denn auch in ihm sah er 'die hohe, aber heute ins Gedränge geratene Gelehrtentugend' verkörpert, die im kleinsten Punkt die größte Kraft sammelt, und in der Verwirrung und im Streit der Meinungen sollen Burdachs Arbeiten 'in ihrer Erdschwere auch lehren, mit welchem Ballast geisteswissenschaftlicher Flug belastet sein darf oder sein muß'.

Mit Hübners Überzeugung, daß die Wahrheit das letzte Ziel wissenschaftlicher Arbeit sei, stimmt seine Einschätzung der Sprache und des Wortes überein. Er begann seine Einleitung in die Philologie mit einem 'Bekennnis zum geschriebenen Wort'. Das Wort war für ihn vor allem 'Sinnträger'. 'Das Wort ist Träger eines Geistigen: das Geistigste, was der Mensch in sprachliche Form bringt, bringt er in die Form der Schriftsprache'. Das bedeutet rein wissenschaftlich gesehen eine Bevorzugung des schriftsprachlichen Wortes gegenüber dem mundartlichen und dem der Volkssprache, der Erzeugnisse des geistig schaffenden Einzelnen gegenüber denen des Volkes, 'eine aristokratische Orientierung, die sich nicht von selbst versteht'. In seinem Kern aber, und das ist hier wichtiger, ist dies ein für das Weltbild eines Menschen entscheidender Satz. Damit steht Hübner, mehr durch Artung als durch Bewußtsein, in der großen abendländischen Tradition, die den höchsten Wert der Sprache in ihrer Teilhabe am Reiche des Geistes, der Wahrheit und Erkenntnis sieht. Daraus erklärt sich von selbst, warum Hübner, der ein Meister der Rede und des Vortrags war — wer erinnert sich nicht mit Freude seiner Reden oder eines der Stücke, die er, freilich selten, in Kollegstunden vortrug, so des Märchens vom Machandelboom, das in seinem Munde fast noch schöner wurde — die geschriebene Sprache der gesprochenen vorzog, und dem Irrtum entgegentrat, das gesprochene Wort verdiene die gleiche oder gar mehr Pflege als das geschriebene. Das tat er mit vollem Bewußtsein und selbst auf die Gefahr hin, daß solche Haltung als 'papierern' angesehen werde. Die Besprechung des Buches von Geißler gewinnt in diesem Zusammenhang grundsätzliche Bedeutung. 'Das Höchste, was die Sprache zu leisten hat, ist doch, dem Geistigen Gestalt zu geben, und das Höchste, was Spracherziehung zu leisten vermag, ist es, den Sprechenden zu schulen, damit er dieser Aufgabe aufs angemessenste genüge'. Man muß sich solcher Sätze erinnern, um zu wissen, daß Hübners letztes Wollen dem Logos galt.

Nächst dem Geiste ist das Wort in seiner höchsten Form der Schönheit dienstbar und in ihrem Reich beheimatet. Hübners Interesse richtete sich vor allem auf das dichterische Wort, das Wort als Sinnträger nicht nur, sondern

das geformte, sinngeladene Wort der Dichtung. 'Die Kreuzung von Sprache und geistigem Stoff in der Sphäre der künstlerischen Form, das heißt Dichtung, ist der eigentliche Mittelpunkt der deutschen Philologie'.

Damit hängt ein Leptes zusammen, das Arthur Hübners Wissenschaftsauffassung entscheidend bestimmt: die Wertung, die er dem wissenschaftlichen und theoretischen Menschen überhaupt in dem menschlichen Gesamtdasein zukommen läßt. Er hat es immer wieder mit Sorge und starkem Nachdruck ausgesprochen, daß dem geistigen, theoretischen Menschen eine wichtige Stelle im Ganzen gebühre, daß auf die Dauer das Gefüge des Gesamtorganismus leiden muß, wenn man ihm Raum und Wirkungsmöglichkeiten nimmt. 'Der wissenschaftliche Mensch ist der theoretische Mensch. Dieser theoretische Mensch in seiner interessenlosen Forscherarbeit ist ein Wert an sich, ist eine der großen menschlichen Bestimmungen'. So hat er 1933 vor seinen Studenten geisteswissenschaftliche Arbeit und ihren Daseinswert gerechtfertigt. Wenig später wendet er den gleichen Gedanken ins Vaterländische und gibt ihm dadurch eine ernste Eindringlichkeit und Schwere: 'Zu den stärksten, eigentümlichsten und unterscheidendsten Erbanlagen des deutschen Geistes gehört die Kraft des theoretischen Denkens; nur wer an seinem Volke zweifelt, kann daran zweifeln. Mit anderen Worten: wer an sein deutsches Volk und an das "Blut", das heißt im tiefsten Sinne doch: an die innere Mitgift dieses Volkes glaubt, der muß auch an den Geist der Wissenschaft in diesem Volke glauben'. Von hier aus hat Hübner deutlich und warnend eine falsche Forderung der Lebensnähe der Wissenschaft zurückgewiesen. Lebensnähe einer Wissenschaft liegt nicht im Stoff begründet, und was den unmittelbaren Lebensnotwendigkeiten nicht entspricht, braucht darum nicht dem Leben fremd zu sein. Mit der Gewißheit des an die Wirksamkeit geistiger Anstrengung Glaubenden hat er gesagt, daß der Untergang der Geisteswissenschaften notwendig nach einiger Zeit auch den Untergang der praktischen, technischen Wissenschaften nach sich ziehen würde. 'Ein Volk braucht auch eine immer wieder keimfähig gehaltene geistige Humuserde. Sie zu schaffen und aus den mannigfachsten geistigen Subjekten und Objekten zu mischen, ist die vom Volksganzen her begriffene Aufgabe der Wissenschaft. Was bedeutet da die wissenschaftliche Materie und ihre größere oder geringere Lebensnähe?' In seiner Rede auf Goethe, seiner letzten öffentlichen Äußerung, hat er das Problem so zusammengefaßt: 'Denn wenn es keine Philosophen und Historiker mehr gibt, wird es einmal auch keine Chemiker und Physiker mehr geben'.

Daß es eine Wissenschaftskrise und auch eine Krise der Universität gäbe, hat Hübner nie geleugnet. Nur hat er davor gewarnt, deswegen die Wissenschaft an sich und den Wert theoretischen Denkens zu vertwerfen. Mit Recht hat er gesagt, daß bei manchem Widerspruch gegen die Wissenschaft und ihren Geist der Grund darin liege, daß der Kritiker den Forderungen, die die Wissenschaft an seine geistige und sittliche Kraft stellte, nicht gewachsen war. 'Und nun schilt er sie statt sich'. Auf der anderen Seite aber hat er durchaus gewußt, welche Gefahren in einer Überbewertung der wissenschaftlichen Arbeit liegen. Er hat zu hoch von der Wissenschaft gedacht, als daß er nicht erkannte, daß sie mißbraucht werden könnte, und daß der, der sich ihr verschreibt,

wachsam und treu sein muß, wenn er nicht einem Untwesen verfallen will. Hübner hat die Wissenschaft als eine Gefahr angesehen, die gewagt und bestanden werden muß. 'Es wird immer Menschen geben müssen, die diese Gefahr riskieren'. Das ist ein echt Hübnerscher Satz und gibt dem Bilde des Tapferen die rechte Größe. Er sah immer auch die gefährlichen Seiten, es war schon davon die Rede, so im deutschen Wesen, so in Wesen und Auffassung der Wissenschaft. Und die Dinge zu wagen war seine Art! Wissenschaft war für ihn überhaupt eine Sache der Starken. In seiner Verteidigungsrede für die Wissenschaft aus dem Jahre 1933 heißt es: 'Wissenschaft ist Kampf, ein Kampf, der oft genug seinen Träger aufzehrt, wie nur irgendein anderer Kampf. Glauben Sie nicht, daß Wissenschaft etwas für Zärtlinge und Schwachbrüftige sei. So wenig gewalttätig ihre Erscheinungsformen zu sein pflegen, sie verlangt ein festes, oft ein hartes Herz'.

Es gehört zu den Zeichen unserer Zeit, daß der Beruf des Gelehrten und das Daseinsrecht der Wissenschaft nicht selbstverständlich und von vornherein gerechtfertigt sind, wie es zur Zeit der Anfänge unserer germanistischen Wissenschaft noch sein mochte. Wie ungetrübt und ungeschwächt klingen uns heute Äußerungen der Gelehrten aus jenen Tagen. Wir haben es schwerer, vielleicht deswegen auch besser. Und die letzte Bedeutung Hübners außerhalb seines eigentlichen wissenschaftlichen Werkes liegt für uns eben darin, wie er das Recht und die tiefere Notwendigkeit der Wissenschaft verteidigt und das Dasein des Gelehrten trotz der Gefährdung mit Kraft, Stolz und Adel getragen hat. Ihm war die Wissenschaft ein Tiefgefährdetes, das den sie Treibenden jeden Tag von neuem in Frage stellt, so daß er der Berechtigung und der Würde seines Tuns sich immer wieder versichern muß. Und daß Arthur Hübner trotz allem 'Ja' sagte, daß er diesem Beruf und dieser Berufung treu geblieben ist bis in das Nichtmehrkönnen eines frühen Endes, das werden wir ihm immer danken.

Ger mann Kunisch.